

Hätten die Ritter nur Fahrräder gehabt

Unterwegs in Masuren, einer Landschaft der Sehnsucht - Klapperstorchwiesen und Schilfrohrwälder / Von Andreas Obst

Daß wir Suleyken nicht gefunden haben und auch nicht Kalischken, hatte nichts damit zu tun, daß diese Orte nicht existieren. Das hatten wir schon vorher gewußt. "Suleyken hat es natürlich nie und nirgendwo gegeben", schrieb Siegfried Lenz aus Lyck in Masuren zu seiner Sammlung masurischer Geschichten, 1955 unter dem Titel "So zärtlich war Suleyken" veröffentlicht. "Aber ist es von Wichtigkeit, ob dieses Dörfchen bestand oder nicht? Ist es nicht viel entscheidender, daß es möglich gewesen wäre?" Zwanzig Jahre später sinnierte Arno Surminski, ein anderer Schriftsteller Ostpreußens, im Nachwort seiner Sammlung "Aus dem Nest gefallen": "Das Mögliche ist oft wahrer als das Wirkliche."

Dieser Satz kommt dem Reisenden immer wieder in den Sinn, unterwegs "im Land der Klapperstorchwiesen und der Schilfrohrwälder", in dem "die Zeit immer ein paar Wegbiegungen hinterherhumpelte, kleine Pausen einlegte und am Straßenrand ausruhte" (Surminski). Irgendwann, so scheint es auf den ersten Blick, hat die Zeit Masuren einfach vergessen, während sie das tat, was sie immer tut: verstreichen, wie Siegfried Lenz in seiner Suleyken-Geschichte vom "rasenden Schuster" schreibt. In dieser Erzählung streiten sich der Schuster Karl Kuckuck und der Flußfischer Valentin Zoppek, weil Zoppek behauptet, manches wäre anders gekommen in Masuren, hätten die Ritter seinerzeit Fahrräder gehabt: Dann, sagt er, wären sie weiter nach Rußland gefahren.

Mit den Rittern des Deutschen Ordens kam Masuren auf die Weltkarte. Es ist wohl das Schicksal dieses Landes, daß es in den Menschen seit jeher Begehrlichkeiten weckte, wiewohl es im Grunde nicht viel mehr zu bieten hat außer der Landschaft: sanfte Hügel, weite Wiesen, dichte Laub- und Nadelwälder und vor allem Seen, manche so groß wie Meere, andere nur wenig größer als eine Pfütze - mehr als 3300 sollen es insgesamt sein.

Es war jedoch nicht die sanfte Schönheit des Landes, die die Ordensritter im dreizehnten Jahrhundert anlockte. Sie folgten dem Hilferuf des polnischen Herzogs Konrad Mazowiecki gegen die heidnischen Stämme der Pruzzen, die das Land terrorisierten. Schon 997 war der Versuch des Prager Bischofs Wojciech gescheitert, die Pruzzen zu christianisieren. Sie brachten den Geistlichen um, und König Boleslaw Chrobry mußte die Leiche zurückkaufen, indem er ihr Gewicht mit Gold aufwog.

Die Ritter des Deutschen Ordens besiegten die Pruzzen, brannten ihre Siedlungen nieder und errichteten trutzige Burgen. Sie machten sich das fremde Land untertan, immer größer wurde ihr Einfluß. Schließlich geboten ihnen die ehemaligen Verbündeten, Polen und Litauer, Einhaltung. Die Schlacht von Tannenberg, polnisch: Grunwald, beendete im Jahre 1410 die Vorherrschaft der Ordensritter in der Region, es war der Anfang vom Ende des Ordensstaates. 1525 wurden Masuren und die benachbarten östlichen Gebiete in ein preußisches Herzogtum unter polnischer Oberlehnshoheit umgewandelt.

Neue Siedler kamen ins Land, aus Südpolen, aus Litauen, Rußland und den deutschen Ländern, aus Holland, Frankreich, Österreich und der Schweiz. Aus diesem Völkergemisch entstand der Masure, zu dessen Eigenarten "blitzhafte Schläue gehörte

und schwerfällige Tücke, tapsige Zärtlichkeit und eine rührende Geduld", wie man bei Lenz erfährt.

Nicht erst durch die Bücher voller Sehnsucht, in der die Schriftsteller "ihr" Masuren als Garten Eden priesen - seltsamerweise immer im Imperfekt, das, auf Masuren angewandt, absoluter wirkt, unerbittlicher gar als für jedes andere Paradies hienieden -, ist das Bild einer Traumlandschaft entstanden, bevölkert von skurrilen Menschen wie dem listigen Suleyker Großvater Hamilkar Schaß und Kasimir, dem Helden aus Surminskis Roman "Polninken". Sie alle leben nach dem masurischen Motto: "Wer sitzen kann, soll nicht stehen; wer liegen kann, soll nicht sitzen - so wird der Mensch hundert Jahre alt."

Vieles war seit alters her unklar, wenn von Masuren die Rede war. Das beginnt mit dem Namen. Mit dem polnischen Wort "mazur" wurden ursprünglich die Bewohner des Fürstentums Masowien bezeichnet, der Gegend um Warschau. Da viele der Bewohner Masowiens im Laufe der Jahrhunderte nach Nordosten wanderten, mag es sein, daß mit ihnen der Name nach Masuren kam; eine andere Erklärung sagt, das Wort sei vom litauischen "mazuras" abgeleitet, der Bezeichnung für einen "kleinen Menschen". Eigentümlich ist auch die Sprache des Landes. Das Masurische ist ein mit fremden Begriffen vermischter polnischer Dialekt, der bis in unserer Zeit in den Dörfern gesprochen wird. In den Städten hingegen ist die deutsche Sprache immer noch weit verbreitet. Auch die Ansichten über die geografische Definition Masurens wechselten. Bis zum Ende des Dritten Reichs lag Masuren im Süden Ostpreußens, heute bezeichnet man mit dem Namen den Nordosten Polens, das Gebiet östlich der Weichsel bis zur Grenze nach Litauen und Weißrußland.

Was genau wer auch immer unter Masuren verstanden hat - das Land war über Jahrhunderte ein Spielball unterschiedlicher Kräfte. Das Schicksal Ostródas etwa ist das Schicksal vieler Städte in Masuren. Die Stadt ist mit 35000 Einwohnern die zweitgrößte der Woiwodschaft Olsztynskie, des größten Regierungsbezirks Polens, der den überwiegenden Teil der Landfläche des historischen Ermlands und Masurens einnimmt. Am Ostufer des Drewenzsees wurde Ostróda als Osterode von den Deutschen Ordensrittern gegründet, die hier eine hölzerne Festung errichteten. Schon bald entstand daraus eine Siedlung, die 1329 Stadtrecht erhielt. 1376 und 1381 zerstörten die Litauer die junge Stadt, 1628 fielen die Schweden ein, im Siebenjährigen Krieg die Russen, 1812 die Truppen Napoleons, 1945 die Soldaten der Roten Armee. Beim letzten Wiederaufbau versagte selbst die sprichwörtliche Kunst der Polen, die steinernen Zeugen besserer Zeiten mit Liebe und Geschick zu restaurieren: Als architektonisches Gesamtkunstwerk war die Stadt wohl nicht mehr zu retten.

Heute ist Ostróda eine weitläufige Kleinstadt ohne Zentrum. Den fehlenden architektonischen Mittelpunkt ersetzen zwei, drei Imbißbuden, vor denen eine Handvoll Plastikstühle und -tische steht. Eine Kirche gibt es, in der neunmal am Tag die Messe gelesen wird, und eine Anlegestelle am Ufer des Drewenzsees, wo man zweistündige Rundfahrten mit einem gemütlich tuckernden Ausflugsboot buchen kann oder eine Fahrt über den achtzig Kilometer langen Elblag-Ostróda-Kanal mit seinen in Europa einmaligen "Rollbergen". Hier werden die Schiffe, um ein fast hundert Meter hohes Gefälle zu überwinden, an mehreren Stellen von Eisenbahnwagen über künstlich angelegte schiefe Ebenen gezogen.

Die Städte in Masuren erscheinen seltsam unentschieden zwischen gestern und morgen. Was alt aussieht, ist in Wirklichkeit unmittelbar nach dem Krieg auf Staatskosten den historischen Vorbildern getreu nachgebaut, zum Teil mit frappierendem Ergebnis. Was in unserer Zeit gebaut wurde, sieht aus wie einem Baukasten entnommen - die leuchtend weißen Wände und knallroten Ziegeldächer der Hotelkomplexe etwa, die nun überall aus dem Boden schießen -, oder es ist von zeitloser Häßlichkeit, wie die Plattenbauten

der modernen Wohnsiedlungen, die das kleine historische Zentrum von Olsztyn, das frühere Allenstein, umklammern.

Den Mittelpunkt Olsztyns bildet das wuchtige, in die Stadtmauern eingebundene Schloß, dessen ältester Teil Mitte des vierzehnten Jahrhunderts errichtet wurde. Von 1516 bis 1521 verwaltete Nikolaus Kopernikus die Güter des Domkapitels im Gebiet von Olsztyn. Er bewohnte ein großes Zimmer im Nordostflügel des Schlosses, schrieb hier ein Werk über das Münzwesen und beobachtete die Wege der Planeten. Im Wandelgang malte er eine astronomische Tafel an die Wand, auf der er seine Beobachtungen einzeichnete. Bruchstücke dieser Tafel sind noch heute zu erkennen.

In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts war Allenstein deutscher als manch andere Stadt in Masuren, heute versteht sich Olsztyn, die 165000 Einwohner zählende Hauptstadt der Woiwodschaft Olsztynskie, als polnisches Wirtschaftszentrum der Zukunft. In den vergangenen drei Jahren sind in der Region 16000 neue Firmen entstanden, und nun träumen die Stadtväter davon, mit einem neu zu errichtenden internationalen Flughafen Anschluß an die Welt zu finden.

Alleenstein/Olsztyn erscheint als typisches Beispiel der masurischen Stadt im Wandel dieses Jahrhunderts - und Beweis dafür, daß die literarische Figur des Masuren, des Individualisten, der sich nicht schert um Fragen der Nationalitäten, eine freundlich-naive Fiktion ist. Wie er denn beschaffen sei, der Masure? Diese Frage läßt Bohdan Kaminski, Mitarbeiter im Amt für Stadtentwicklung in Olsztyn, ratlos den Kopf schütteln. Daß die Mädchen aus Masuren hübscher seien als die Polinnen, ist das einzige, was ihm schließlich einfällt.

Als die Bevölkerung Masurens 1920, wie es der Versailler Vertrag bestimmt hatte, in einem Plebiszit über ihre Staatszugehörigkeit entscheiden sollte, war das Ergebnis ein Schlag ins Gesicht Polens. Im Bezirk Allenstein wollten nur 2,2 Prozent der Einwohner zurück nach Polen - obwohl noch im Jahre 1900 eine Volkszählung einen polnischen Bevölkerungsanteil von 47 Prozent ausgewiesen hatte. Nach dem Krieg mußten die Deutschen die Stadt verlassen, schließlich wurden auch die sogenannten Autochthonen vertrieben, ehemalige Deutsche, die Polnisch sprachen - und von denen viele 1920 für Polen gestimmt hatten.

Die Woiwodschaft Olsztynskie ist heute karg besiedelt. Auf einem Quadratkilometer leben 62 Menschen, halb soviel wie im Landesdurchschnitt. Dafür gibt es überdurchschnittlich viele junge Menschen und eine überdurchschnittlich hohe Geburtenrate. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Zuwanderern aus Zentralpolen und der Ukraine, die erst nach dem Krieg nach Olsztyn kamen. Die kleine deutsche Gemeinde der Stadt zählt etwa 5000 Mitglieder, die längst in den polnischen Alltag integriert sind. Aufmerksam wurde man auf sie und die anderen deutschen Minderheiten in masurischen Städten erst, als sie bei den vorigen Wahlen zum polnischen Parlament mit einer eigenen Liste antraten. Es sind in Olsztyn nicht mehr viele Spuren des alten Ostpreußen zu finden.

Im vergangenen Jahr besuchten 61 Millionen Touristen Polen, zwei Drittel von ihnen aus Deutschland - darunter viele "Heimweh-Touristen", wie man hier ein wenig spöttisch jene Deutschen nennt, deren Wurzeln in Masuren liegen, die gekommen sind, um das Haus der Familie und die Plätze ihrer Kindheit zu sehen. Diese Zahlen freilich beunruhigen niemanden in Olsztyn, chauvinistische Forderungen sind hier schon lange nicht mehr laut geworden. "Im vereinigten Europa ist das Hin- und Herreisen völlig normal", sagt Witold Hiller, der Direktor für Kultur, Touristik und Sport der Woiwodschaft.

Beunruhigend erscheint schon eher die wirtschaftliche Lage Masurens. 38 Millionen Einwohner zählt Polen heute, drei Millionen sind arbeitslos, die meisten von ihnen leben in den Kleinstädten und auf dem Lande. Je weiter man in den Norden Masurens kommt, desto höher wird die Arbeitslosenquote. In der Woiwodschaft Olsztynskie liegt sie bei 26 Prozent, in Olsztyn immerhin noch bei fünfzehn Prozent. In der Region Gizycko (Lötzen), dem Gebiet der Großen Masurischen Seen, haben dreißig Prozent der Einwohner kein regelmäßiges Einkommen, noch weiter nördlich gibt es ganze Dörfer, in denen überhaupt niemand Arbeit hat. Hier ist es nur die eigene Landwirtschaft, die den Menschen ein karges Auskommen garantiert. Viele Felder indes liegen brach, sie gehörten zu den 1991 endgültig aufgelösten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Sie sind zum Verkauf oder zur Pacht angeboten, aber kaum ein masurischer Bauer kann sich ein solches Grundstück leisten.

In Masuren setzt man auf den Tourismus als Retter in der immer größer werdenden Not. Und da man neben der Natur nicht viel zu bieten hat, soll nun die "Ausnutzung der Dorflandschaft zu touristischen Zwecken" Gäste anlocken. Die Bauern werden ermutigt, Privatzimmer anzubieten. Auch die polnische Hotellerie und Gastronomie sind mittlerweile weitgehend in privater Hand. Ausländische Investoren haben schon 800 Millionen Dollar in den Ausbau des polnischen Tourismus investiert.

Es soll noch mehr investiert werden, viel mehr. Fast jede größere Gemeinde in Masuren hat einen Katalog mit historischen Gebäuden aufgelegt, die zum Verkauf stehen: die Ruine des Barock-Palais von Johann Gottfried von und zu Egloffstein in Arklity etwa, der Stammsitz der Familie Eulenburg in Bartoszyce, ein Ensemble aus dem sechzehnten Jahrhundert, oder ein Gutshof im klassizistischen Stil, dessen baulicher Zustand lapidar als "vernachlässigt, verwüstet, feucht" beschrieben wird. Im Angebot sind zudem Parks, Inseln und andere Bebauungsflächen, die sich für "touristische Objekte" eignen. Einfach ist es für Ausländer allerdings nicht, in Polen Grundbesitz zu erwerben. Dazu ist eine Genehmigung des Innenministeriums erforderlich. Das Verfahren, so heißt es, schleppe sich nicht selten quälend lange dahin. Doch dürfen die Gemeinden seit kurzem Gesellschaften mit Ausländern gründen, solange die polnischen Partner mindestens 51 Prozent der Anteile halten.

Ein Beispiel für die neue deutsch-polnische Zusammenarbeit zur Rettung eines Baudenkmals ist Schloß Sztynort, ehemals Steinort, auf einer Landzunge am Westrand des Mauersees. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert war das Anwesen, zu dem ein eigener Yachthafen und Ländereien gehören, die sich über siebzig Quadratkilometer erstrecken, im Besitz der Familie Lehndorff und in ganz Ostpreußen bekannt. Der letzte deutsche Besitzer, Heinrich Graf Lehndorff, wurde als Attentäter des 20. Juli im September 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Das Schloß, dessen ältester Teil aus dem späten siebzehnten Jahrhundert stammt, hat den Krieg weitgehend unbeschädigt überstanden. Bis 1983 diente es als Verwaltungssitz der örtlichen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Seither ist es unbewohnt. Von der Fassade bröckelt der Putz, die Fenster sind blind, das Dach ist voller Löcher. Nur der Park mit seinen jahrhundertealten Eichen erinnert noch ein wenig an den Glanz früherer Tage. Er wird von Familien aus dem nahen Dorf gepflegt.

Ziel der im Juni des vergangenen Jahres gegründeten deutsch-polnischen Stiftung "Fundacja Sztynort" ist es, die historische Anlage zu renovieren und neu zu beleben. In dem Hauptgebäude soll eine Tourismus-Fachschule einziehen, in den Stallungen will man masurische Pferde züchten, am Seeufer ein Hotel errichten. Fünfzig Millionen Mark wird dieses Unternehmen kosten, schätzt Hans-Jürgen Graumann, der Geschäftsführer der Stiftung. Seit Anfang April pendelt er zwischen Deutschland und Masuren hin und her, um im Auftrag des Frankfurter "Centrums für internationale

Migration und Entwicklung" (CIM) neue Wirtschaftsbeziehungen zwischen den beiden Ländern anzuknüpfen. Einen Teil der Summe soll auf deutscher Seite ein Förderverein aufbringen, zur Zeit zählt er allerdings erst vierzig Mitglieder.

Vor allem hofft Hans-Jürgen Graumann auf Unterstützung aus der sogenannten "Jumbo-Stiftung". Der Fonds entstand 1990, als Deutschland dem polnischen Staat die Rückzahlung von Krediten erlassen hat: mit der Auflage, das Geld - eine Milliarde Mark - für den wirtschaftlichen Neuaufbau Polens zu verwenden. Die Chancen, Geldmittel für das "Projekt Steinort" zu bekommen, sind gut, weil bislang keine weiteren Anträge aus Masuren gestellt wurden.

Es ist heute in Masuren ein wenig wie in der Goldgräberzeit. "Wo sich aufhört der Kultur, da sich anfängt der Masur", witzelten die Einheimischen schon in früheren Zeiten. Dieser Satz ist noch immer nicht falsch. Über Jahrhunderte war diese Region fern des übrigen Europas im ständigen Wandel: Staatsangehörigkeiten änderten sich von einem Tag auf den anderen, Städtenamen, die Architektur, die Konfessionen und die Sprachen. Die meisten dieser Veränderungen fanden statt, ohne daß die Menschen, die hier leben, hätten mitentscheiden dürfen. Immer gleich blieb in der langen Zeit einzig die Landschaft.

Aber auch in dieser stillen, schönen Natur entkommt man der Geschichte nicht, zumal der unseres Jahrhunderts. Am Ufer des Pluszne-Sees, des saubersten Sees Masurens, wie es heißt, treffen wir Jerzy Nasiewski, den Besitzer der Yacht von Hermann Göring. Vor zwei Jahren hat er das kleine Segelboot gekauft und gründlich überholt, nun kann man sich für zehn Mark pro Stunde über den See segeln lassen. Aus den roten Polstern in der Kajüte steigt ein muffiger Geruch.

Nahe Ketrzyn, dem ehemaligen Rastenburg, indes scheint es, als werde die Natur über kurz oder lang einen Sieg über die Geschichte davonzutragen: Über den im Januar 1945 beim Rückzug der Deutschen gesprengten gigantischen Betonklötzen, die einst Hitlers Hauptquartier Wolfsschanze waren, wachsen Moos, Gras und Büsche. Und auf dem Dach eines der 34 unzerstört gebliebenen Wehrmachts-Bunker im wenige Kilometer entfernten Przystan erheben sich dünne Birkenstämme.

Masuren ist heute ein Teil der "Grünen Lungen Polens". Zu diesem Schutzgebiet im Nordosten des Landes haben sich die Woiwodschaften von Bialystok, Lomza, Olsztyn, Ostroleka und Suwalki und die Nationale Stiftung für Umweltschutz Ende der achtziger Jahre zusammengeschlossen. Es war die erste Vereinbarung dieser Art in Europa. Im März 1992 fand in Wigry eine Konferenz mit Delegierten aus Polen, Weißrußland, der Ukraine, Rußland, Litauen und Lettland statt, in der eine Deklaration verabschiedet wurde, die das Konzept der "Grünen Lungen Polens" als ersten Schritt würdigt hin zu dem "europäischen Großraumsystem" mit Namen "Grüne Lungen Europas".

In den dichten Wäldern im Nordosten des Landes tummeln sich Wildschweine, Rehe und Hirsche, auf den Dächern der Häuser nisten die Störche, in den Seen schwimmen Aale, Hechte, Karpfen und vor allem Maränen, der beliebteste masurische Fisch, der mit dem Netz gefangen wird. Die Tourismus-Verantwortlichen werben denn auch für den sogenannten "sanften Urlaub" in dieser Region, für Wandertouren zu Fuß oder zu Pferde, mit dem Fahrrad oder dem Kanu, und für die "unblutige Jagd" mit Fotoapparat, Kamera und Tonbandgerät.

Für einen behutsamen Umgang mit der Natur setzt sich auch die 1991 gegründete Stiftung für den Schutz der Großen Masurischen Seen ein. Dieses Gebiet im Herzen Masurens besteht aus mehr als 500 Wasserflächen, die meisten sind mit einem System von Flüssen und Kanälen miteinander verbunden. Die Stiftung, die ihren Sitz in Gizycko

hat, der "Wasserhauptstadt" Polens, wird getragen von achtzehn Gemeinden, zwei Regierungsbezirken und dem Umweltministerium. Im vergangenen Jahr haben sich ihr Direktor Roman Stanczyk und seine dreizehn Mitarbeiter von einer dänischen Consulting-Firma einen Masterplan ausarbeiten lassen, dessen Hauptziele etwas vage beschrieben werden als "Schutz der wertvollen natürlichen Ressourcen und Verbesserung der Umweltqualität". Ein konkretes Ziel jedoch kann Stanczyk bereits benennen: In zwei Jahren soll jeder Ort der Region eine eigene Kläranlage haben.

Masuren, wie Siegfried Lenz oder Arno Surminski das Land beschrieben haben, gibt es nicht mehr. Vielleicht hat es dieses Masuren nie gegeben, nur Bilder davon. Es wären Bilder in den klaren, intensiven Farben Masurens, wie im Freilichtmuseum von Olsztyn (Hohenstein). In der 1924 von den Deutschen gegründeten Anlage findet man Beispiele ermländischer und masurischer Volksbaukunst: Bauernhäuser, Wirtschaftsgebäude, Windmühlen, Kirchen, insgesamt vierzig Gebäude aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

Besonders schön ist eine kleine strohgedeckte Holzkirche aus dem Jahre 1714, die in dem nahe gelegenen Dorf Rychnowo abgebaut und hier wieder originalgetreu errichtet wurde. Von der niedrigen Decke schauen Adam und Eva aus dem Paradies herab auf den Ziegelboden.